

(Nachdruck verboten.)

16]

Cressy.

Roman von Bret Harle.

Der Lehrer richtete sich plötzlich auf.

„Was, Sie sind verheiratet — jetzt noch?“

„Ja, das ist so 'ne Frage. Das ist grad so wie mit meinem Waisentum — zweifelhaft und ungewiß.“ Onkel Ben langte nach einer fernliegenden Brotkrume, und als er sie erfaßt hatte, fuhr er fort: „Ich war dazumal noch jünger, wie sie sind, und sie auch. Aber sie wußte 'n Haufen mehr wie ich; und Lesen und Schreiben konnt' sie, sag' ich Ihnen, ganz famos. Ihnen würd' sie gefallen haben, Herr Ford.“ Als er nun innehielt, wie wenn er nichts weiter hinzuzufügen hätte, fragte der Lehrer ungeduldig:

„Wo ist sie denn aber jetzt?“

Langsam schüttelte Onkel Ben den Kopf. „Ich habe sie nicht gesehen, seit ich von Missouri fort bin, und das sind so fünf Jahre.“

„Aber wie kommt das? Westwegen?“ forschte der Lehrer.

„Ja — sehen Sie — ich ging ihr durch. Nicht sie, müssen Sie wissen, sondern ich — ich ließ sie sitzen und kam her.“

„Aber weshalb?“ fragte der Lehrer, Onkel Ben mit verständnislosem Staunen betrachtend. „Sie müssen doch einen Grund gehabt haben. Was war's denn? War sie —“

„Sie war sehr klug,“ entgegnete Onkel Ben ernst, „das haben alle gesagt. Sie war so groß,“ fuhr er fort und deutete mit seiner Hand eine mittlere Größe an, „'n bißchen klein und brünett.“

„Aber Sie müssen doch einen Grund gehabt haben, warum Sie sie verließen?“

„Manchmal hab' ich gedacht,“ sagte Onkel Ben zaghaft, „das Begrennen läg' so in der Familie. Erst ging meine Mutter durch mit 'nem Fremden und dann ich alleine. Und was sich dran ähneln, ist, daß Pa sich von der Mutter hätt' scheiden lassen können und meine Frau von mir, weil ich sie verlassen hab'. Und das war' doch gar nicht schwer gewesen. Aber das ist nun nicht gewiß.“

„Aber sagt Ihnen das zu, so im Zweifel zu bleiben? Oder haben Sie die Absicht, jetzt, da Sie dazu das Geld haben, nach ihr zu forschen?“

„Ich dacht', so 'n bißchen 'rumzuhören,“ antwortete Onkel Ben einfach.

„Und werden Sie zu ihr zurückkehren, wenn Sie sie finden?“ forschte der Lehrer weiter.

„Das hab' ich nicht gesagt, Herr Ford.“

„Aber wenn sie sich nicht hat von Ihnen scheiden lassen, müßten Sie das wohl thun, das wäre Ihre Pflicht — wenn ich Ihre Geschichte recht verstehe. Denn nach Ihrer eignen Darstellung ist eine Frau selten in so ungerechtfertigter und herzloser Weise verlassen worden.“

„Meinen Sie?“ fragte Onkel Ben mit empörender Einfalt.

„Meine ich?“ wiederholte Herr Ford entriistet. „Jeder wird das meinen. Es ist gar nicht anders möglich. Sie sagen, daß Sie sie verlassen haben, und geben zu, daß sie Ihnen keine Veranlassung dazu gegeben hat.“

„Nein,“ entgegnete Onkel Ben schnell, „keine. Hab' ich Ihnen erzählt, Herr Ford, daß sie Klavier spielen und singen konnte?“

„Nein,“ versetzte Ford kurz, erhob sich ungeduldig und durchschritt das Zimmer. Mehr als halb war er überzeugt, daß Onkel Ben ihn täuschte. Entweder er verbarg hinter seiner rauhen Einfalt eine seltene Selbstsucht, Herzlosigkeit und Verschwiegenheit, oder er hatte ihm ein blödsinniges Blüthengebeude vorerzählt.

„Es thut mir leid, daß ich Ihnen weder Glück wünschen noch Sie bedauern kann wegen dessen, was Sie mir eben erzählt haben. Nach meiner Ansicht giebt es gar keine Entschuldigung für Sie, wenn Sie nicht sofort Ihrer Frau nachforschen und sie für Ihr Vergehen entschädigen. Und wenn Sie meine Ansicht wissen wollen, so geht die dahin, daß es viel ehrenhafter wäre, Ihre neuen Reichthümer dazu zu verwenden, als sich in die Händel Ihrer Nachbarn zu mischen.“

Doch es wird spät, und ich fürchte, wir müssen unsre Unterhaltung beendigen. Ich hoffe, Sie werden sich das überlegen, bis wir uns wiedersehen — und dann anders denken.“

Als sie das Schulhaus verließen, zögerte Herr Ford beim Verschließen der Thür, als wolle er Onkel Ben noch eine letzte Gelegenheit zu weiteren Erklärungen geben. Doch nichts erfolgte. Der neue Kapitalist von Indianerbrunn betrachtete ihn mit seinem gewöhnlichen halb trüben, halb verlegenen Lächeln und sagte nur: „Sie begreifen, daß das 'n Geheimnis ist, Herr Ford?“

„Versteht sich,“ entgegnete Herr Ford mit unverschämtem Aerger.

„Auch wegen meiner Verheiratung?“

„Fürchten Sie nichts,“ versetzte er trocken, „die Geschichte ist nicht interessant.“

Sie trennten sich; Onkel Ben war mehr als je mit seinen unbefriedigenden Plänen beschäftigt und nahm den Weg zu seinen Reichthümern. Der Lehrer beobachtete ihn von weitem, bevor er sich im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit nach dem Walde wandte, welcher sich bis zu dem Grenzlande der Harrisons und Mc Kinstrys hinzog.

VIII.

Die fromme Miene, welche Frau Mc Kinstry ihrem schwachen Gatten gegenüber angenommen hatte, war nicht frei von einem gewissen Groll. Ihre streng loyale Natur, welche in dem einen Gefühl der Pflicht aufgegangen war, hatte nun, da diese Pflicht nicht mehr gebührend gewürdigt zu werden schien, sich zu der vergessenen Weiblichkeit zurückgeführt mit ihren kleinen Asten und Hilfsmitteln. Sie empfand eine gewisse Eifersucht gegen ihre Tochter, welche das Wesen ihres Gatten geändert und die Traditionen des häuslichen Lebens umgestoßen hatte; sie fühlte eine erhöhte Heringschätzung gegen den weiblichen Zauber, welcher bei ihrem häuslichen Glück niemals eine Rolle gespielt hatte. In dem Bestreben ihres Gatten, die Wildheit der Gewohnheiten zu mildern, erblickte sie nur ein von Schwäche zeugendes Zugeständnis an die Gewalt der Schönheit, Anmut — eitle Nichtigkeiten, welche sie in ihrem Lebenslangen Kampf um die Grenzvorrechte nie gekannt hatte, welche ihnen nie in dem Streite zum Siege verholfen hatten. Dergleichen Thorheiten hatten ihnen nie bei ihrer Wanderung durch die Prärien genügt, hatten nie sichere Augen, scharfe Ohren, starke Hände und Ausdauer ersezt und nie den Kranken oder Verwundeten Hilfe bringen können. Wenn Neid und Eifersucht das weibliche Herz nach den Dierzigern ergreifen, bringen sie eine Bitterkeit mit sich, der die mildernde Stofekterrie, Leidenschaftlichkeit oder Härlichkeit fehlt, welche die eiferfüchtigen Lannnen der jüngeren Frau erträglich machen. Man fühlt, daß das wetteifernde Bestreben erfolglos, das Vermögen der Racheiferung dahin ist. Von ihrer vergessenen Weiblichkeit hatte Frau Mc Kinstry nur die Fähigkeit aufgefischt, Leiden zu ertragen und andern Leiden aufzubürden. Von dem Prachtbau ihrer Jugend waren nach dem Verfall nur der Sterker und die Marktkammer übrig geblieben, oder, um ihre eigne Redewendung zu benutzen, mit der sie sich dem Pfarrer gegenüber beklagt hatte: „Sie müsse der unfruchtbare Feigenbaum sein, bestinimt, Datteln zu tragen.“

Ihr Verfahren war nicht eben verschieden von dem ihrer dulddenden Mitschwester in ähnlichen Fällen. Der unglückliche, abgebezte Hiram empfand es kaum als Trost, wenn er von ihr hörte, daß seine Erfolglosigkeit gegenüber den verdammten Harrisons nur der Effect seiner eignen Schwäche sei; die Bestürzung, in welche ihn die Nachricht von dem neuen Rechtsanspruch auf sein Land versetzte, wurde nicht verringert durch die Ansicht, daß das eine List der Yantees sei, welcher er erbärmlich unterliegen werde. Sie, die stets eine rauhe, aber eifrige Pfliegerin in der Krankheit gewesen war, wurde selbst von einer krankhaften Unruhe ergriffen, welche die peinlichste Achtbarkeit und das Fernhalten jeder Aufregung notwendig machte. Die Anwesenheit von Frau Mc Kinstry und Cressy bei einer verrückten „Abendgesellschaft“ hatte ihr „kalten Frost“ gebracht; die Anschaffung eines Melodions für Cressy trug ihr „hitziges Fieber“ ein und ein Anfall von Schlagfluß wurde nur dadurch verhütet,

daß ihre Tochter eine geplante Gesellschaft aufschob. Die alte Wanderlust, welche durch ihre Unzufriedenheit krankhaft erregt wurde, ließ in ihr den Plan zu einer abermaligen Auswanderung entstehen; sie wußte genau, daß sie von dem nahen Flusse sich die Anlage zum Sumpffieber geholt habe; sie hatte von irgendwo erfahren, daß das Vieh auf den Bergabhängen viel besser gedeihe. In ihren täglichen Reden kam sie auf das Leben in Missouri zurück, das viel besser gewesen als das gegenwärtige; mit derselben versteckten Absicht gedachte sie der Vorkommnisse in den ersten Jahren ihrer Ehe. Als Hiram sich ein paar Faltenhemden anschaffte, um mit Cressy bei festlichen Gelegenheiten anständig auftreten zu können, gedachte sie schmerzlich des Umstandes, daß er im Wollhemde mit ihr Hochzeit gemacht habe; auch suchte sie den Wechsel äußerlich dadurch kenntlich zu machen, daß sie ihre ältesten Kleider trug, da sie es für nötig hielt, daß wenigstens einer die Traditionen der Vergangenheit aufrecht erhielt.

Ihr Auftreten gegen Cressy wäre entschiedener gewesen, hätte sie je den geringsten Einfluß auf sie geübt oder sie auch nur mit dem Instinkt der Mutter verstanden. Ja sie ging so weit, die Aufhebung der Verlobung mit Seth Davis ganz offen zu bedauern, da dessen Familie doch wenigstens die ihr gewohnten Sitten und Gebräuche beibehielt; doch sie wurde schnell von ihrem Gatten zur Ruhe gebracht, welcher ihr mitteilte, daß zwischen ihm und Seths Vater Worte gefallen seien, die nicht mehr zurückzunehmen, und daß nach den nämlichen Traditionen nun viel eher Blut vergossen als gemischt werden würde. Ob sie von dem Versuch, selbst eine Veröhnung anzubahnen, durch ihren Takt oder das Fehlen einer Gelegenheit abgehalten wurde, wird sich noch erweisen. Vorderrhand unterstützte sie Masters' Annäherungsversuche, da sie des Glaubens war, daß eine solche „Sponsirerei“, welche Cressy von ihren „Studien“ abhielt, Weinstrey nicht gefallen und seinen Plänen zuwider sein würde. Daß Ford zu ihrer Tochter in Beziehungen stehen könnte, fiel ihr nicht im Traume ein, nur empfand sie gegen ihn eine unbestimmte Abneigung, da sie ihn für den Angelpunkt aller ihrer Sorgen hielt. Da sie niemand sah und gewohnheitsmäßig ihre Ohren zu Hause gegen alle Andeutungen über Cressys gesellschaftliche Triumphe verriegelte, hatte sie auch keine Ahnung von der Bewunderung, welche der denkwürdige Tanz der beiden hervorgerufen hatte.

Am dem Morgen des Tages, an welchem Onkel Ben dem Lehrer seinen schlauen Plan, den Grenzstreitigkeiten ein Ende zu machen, anvertraut hatte, zeigte das Bellen des gelben Hundes den Bewohnern des Ranch an, daß ein Fremder sich nahe. Es war Herr Stacey — ebenso prächtig angethan wie das erstemal, als er an dem Horizont Haus Fildens auftauchte. Neben seiner gezielten Geschäftsmiene zeigte sich auf seinem Gesicht indes auch ein Zug fröhlicher Hoffnung auf das Zusammentreffen mit dem hübschen Mädchen vom letzten Valle. Seit einem Monat hatte er sie nicht gesehen. Er pries den glücklichen Gedanken, welcher ihn in den Stand setzte, sich an diesem Morgen in seiner doppelten Eigenschaft als siegreicher Merkur und Apollo zu zeigen.

Weinstrey mußte von einer benachbarten Wiese herbeigeholt werden, und in der Zwischenzeit unterhielt Cressy den artigen Fremden. Das war nicht schwierig. Zum Teil lag der von ihr ausgehende Zauber darin, daß sie, das gewöhnliche Verfahren ihrer Geschlechtsgenossinnen verschmähend, in der Regel ihren Anbetern (vielleicht mit der bloßen Ausnahme des Lehrers) offen zeigte, wie sie den Gemütszustand kenne, in welchen ihre Reize jene versetzt hatten. Sie verstand ihre Leidenschaft, ohne doch davon weiter berührt zu werden. Bei einem so offenen Vorgehen pflegte auch der kunstvollste Rückzug in regellose Flucht auszuarten. Gegen den Thürpfosten gelehnt und mit der Hand die Augen gegen das Sonnenlicht schützend, erwartete sie den Angriff.

„Ich habe Sie nicht gesehen, Fräulein Cressy, seit wir zusammen tanzten, vor einem Monat.“

„Das war'n ja mächtige Papiere,“ sagte Cressy, welche Fremden gegenüber absichtlich in den Dialekt verfiel, „mit denen Sie da gestern zweimal hinterm Haus vorbeiging.“

„Sahen Sie mich denn?“ fragte der junge Mann mit etwas zerstreutem Lächeln.

„Freilich. Und der Hund ebenfalls, und ich denk' auch Zoe Masters und der Arbeiter. Und wie sie zurückstolzierten, da waren der Hund, Masters, der Arbeiter und Wa' auf Ihrer Fahrte und Pa mit dem Schießgewehr macht' den Schluß. Der ganze Zug war 'ne halbe Meil' lang.“ Sie entfernte die Hand von den Augen, um mit einer flüchtigen

Handbewegung die Länge der seltsamen Prozeßion anzudeuten, und lachte.

„Sie sind gewiß wohl behütet,“ meinte Stacey zögernd, „und wenn ich Sie ansehe, Fräulein Cressy,“ fügte er lechz hinzu, „wundere ich mich nicht darüber.“

„Na, gewiß, neben Pa's Grenzland bin ich gegen Räuber und Diebe ganz gut beschützt.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Nur ein Arbeiterleben.

Frei nach dem Schwedischen.

Vor den hohen Spiegelscheiben eines Blumenladens drängte sich ständig eine Schar Vorüberkommender. Da leuchteten in geschmackvollem Arrangement die Symbole der Trauer und des Todes, Cypressen und weiße Chrysanthenen, umrahmt von einem langen, breiten, roten Seidenbunde, auf dem zu lesen war: „Ein letztes Lebewohl von den Kameraden!“ und „Dank für gute Kameradschaft.“

Ja, so! Diese Blumenpende war für ihn, den jungen, so traurig umgekommenen Arbeiter bestimmt, für ihn, dessen Leben sicher ebenso arm an Blumen gewesen war, wie das seiner Kameraden. Aber seine Kameraden streuten, weil sie gewissermaßen das, was das Leben an ihm verbrochen hatte, gut machen wollten, eine um so reichere Blumenpracht auf seinen letzten Weg! Welche rührende Herzlichkeit in dieser Blumenprache und zugleich welch' bittere Ironie!

„Er war ein junger, heiterer Bursche, ein tüchtiger, ordentlicher Arbeiter und ein guter Kamerad“, so begann seine Grabrede. „Aber vielleicht sind es wenige, die daran denken, daß er auch ein Mensch war, ein Mensch, der das Bedürfnis und das Recht der Jugend auf Leben hatte und der vielleicht an dieses Leben mit den stärksten Banden der Liebe und der Lebenskraft, des Hoffens und des Träumens gebunden war, der eine Mutter hatte, deren einzige Stütze und Altersfreude er war, eine Geliebte, mit der er träumte, bald ein eignes Heim gründen zu können!“

Er war auf seinem Posten wie ein Mann und Held gestorben, dessen jugendstraffe Muskeln von den Rädern der Maschine zermalmt wurden, die sein frisches, rotes Blut tranken. Dem Unglück hätte vorgebeugt werden können, wenn die nötigen Schutzmaßregeln, die vielleicht einen Hundertmarktschein gekostet hätten, getroffen worden wären; aber sie waren nicht getroffen, trotz Schutzgesetz und Fabrikinspektion.

Ein Augenblick Pause im lärmenden Betriebe der Fabrik, so lange, bis die verstämmelten Glieder eingesammelt und fortgeschafft sind, dann beginnen die Maschinen wieder ihr Surre-jurre-jurre mit dem Rauschen des Dampfes und dem schieferhaften Hezen der arbeitenden Menschen. Und sie sehen mit Schauern und Angst die blutdürstigen Stahlwunder an, die wie mit gierigen Sargarmen nach ihnen zu greifen scheinen, und fragen sich, wer kommt als Nächster heran?

Der geheime Kommerzienrat, baronifizierte, dekorierte Fabrikbesitzer von Schulze feiert sein fünfundsiebenzigjähriges Jubiläum als Fabrikbesitzer. Sein prächtvoller, mit Blumen geschmückter Festsaal strahlt wie ein Lichtmeer. Leuchtende Toiletten, blendend weiße, nackte Schultern und Arme, blizende Uniformen, ordengeschmückte Fracks sitzen um die kristall- und silberglitzernde, mit Theerofensträußen besetzte Tafel.

Das Souper geht zu Ende. Die Feststimmung ist auf ihrem Höhepunkt. Da wird an ein Glas geschlagen, und ein hoher Staatsbeamter bittet um Ruhe. In schwingvollen und schönen Worten bringt er dem Jubilar „die Huldigungen der dankbaren Gesellschaft“ dar. Er spricht „von dem bedeutenden Beitrag, den dieser Mann zu der industriellen und kommunalen Entwicklung beigetragen hat, er preist seine „zahllosen Verdienste um das Allgemeinwohl“, „seine Arbeitsamkeit“; er hat sich „durch eigne Arbeit, seinen genialen Geschäftsblick, seine große Auffassung der Verhältnisse emporgeschwungen.“ Er ist auch „ein Wohltäter seiner Arbeiter“ durch Erbauung von Arbeiterwohnungen, Begründung von Unterstützungskassen und steht zu ihnen im besten, wohlwollendsten Verhältnis!

Aber unter den Gästen befindet sich ein junger Ingenieur, dem seltsam zu Mute ist, wie er da am Ende der Tafel mit erhobenem Champagnerglas steht und den schönen Worten zu lauschen versucht; aber er kann es nicht, denn unaufhörlich tönen in seinen Ohren andre Laute: Der furchtbare, durchdringende Todesschrei eines Menschen, das lechzende, wollüstige Knirschen der Maschine, als sie den jungen, warmen, muskelkräftigen Körper mit ihren harten Stahlarmen zermalmt, der eigentümlich plätschende Laut, als der Körper dann gegen das Dach schlug . . .

Und was ist das? Da mitten über dem eichenlaubbelegten Hochstuhle des Jubilars, da ist ein roter Fleck, ganz gleich dem, den er in dem schrecklichen Augenblick an der Wand dort unten in der Fabrik gewahrte, ein Blutstreck, der sich immer mehr vergrößert und immer roter glüht in dem Licht der Kristallkronen und Lampetten; ein Fleck, der die goldgelben Perlen im Champagnerglase rot färbt und einen schauerlichen Widerschein

über die vom Wein, Essen, Tanz und Flirt erhitzten Gesichter der Gäste wirkt. Und mitten in diesem blutroten Meer bewegen sich nicht mehr graziöse, schöne Frauenglieder, schwellend von Leben, Gemüthlichkeit und Vergnügungslust, sondern es zuden statt dessen die verstimmelten Glieder eines armen Arbeiters.

Aber nun hat der Redner seinen wohlklingenden Toast „auf den hervorragendsten Bürger der Stadt, den großen Industriellen, den humanen Arbeitgeber und den edlen Menschen“ beendet, und es bricht ein Weisheitssturm los, und die Gläser klingen aneinander.

Hochrufe und Tuschblasen.

Die häßliche Vision ist verschwunden, und der junge Ingenieur stimmt in das Hoch ein, verbeugt sich und stößt mit seinem Glase an, wie die andern . . .

Es war ja nur ein Arbeiterleben! —

Kleines Heuiletou.

g. Tante Gustchen. Gerade als sie die Schleife küssen wollte, begann der Spektakel im Kinderzimmer von neuem. Dasig warf sie die Arbeit bei Seite und eilte in das Zimmer nebenan.

Ein wildes Juchzen klang ihr entgegen. Liddy und Kurt saßen aufrecht in ihren Betten und warfen sich die feinen spitzenbereiften Kissen gegeneinander an den Kopf, dabei schrien sie, daß es von den Wänden wiederballe und der kleine, vierjährige Walter piß auf dem Kamm, das heißt er that nur so, er zog den Kamm hin und her und beulte dazu; das Pfeifen verstand er noch nicht.

„Aber Kinder, wollt ihr wohl.“ Die Tante stürzte auf die Betten zu und rief Walter zunächst den Kamm fort. „Das ist ja überhaupt nicht mit anzuhören. Augenblicklich legt die Kissen hin! Ihr sollt jetzt endlich schlafen, sage ich Euch!“

„Du hast uns gar nichts zu sagen,“ meinte Liddy martig.

„Aber Liddy,“ die Tante starrte sie an, ihr gutes Ringelgesicht bekam einen ganz betrübten Ausdruck; „aber, Liddy, das sagst Du Tante Gustchen?“

„Du bist ja gar nicht unsere Tante, wir nennen Dich ja bloß so,“ lachte Kurt.

„Kurt, wenn Du noch länger so unartige Reden führst, komme ich morgen nicht wieder!“

„Was sollen wir wirken. Der Junge setzte sich im Bett aufrecht und sah sie halb neugierig, halb argwöhnlich an: „Kommst Du ganz gewiß nicht wieder?“

„Nein, ganz gewiß nicht! Ihr müßt allein schlafen, wenn die Eltern zum Ball sind, die Mädchen schlafen hinten in ihrer Kammer, das müßt Ihr doch.“ Sie sagte es sehr drohend, es imponierte aber offenbar nicht, Liddy lachte ungläubig: „Ach Gott, Du kommst ja doch.“

„Nein, ich komme ganz gewiß nicht wieder.“

„Aber Mama sagt, Du kommst sehr gerne, weil Du dann immer Dein Essen kriegst.“

„Was sagt? . . .“ Es war, als wollte sie auf das Kind losstürzen, dann lachte sie plötzlich in sich zusammen und wandte sich ab: „Schlaf jetzt endlich!“ Es klang wie unterdrücktes Weinen.

Sie ging in das Schlafzimmer zurück und setzte sich wieder an den Tisch, aber die Arbeit nahm sie nicht zur Hand; sie sah vor sich hin.

„Weil Du dann immer Dein Essen hast.“ Nein, nicht daran denken! Ein martiges Kind hatte es gesagt; was denn weiter? Aber es kamergehe doch. Und daß sie es ausgesprochen, so ganz offen vor den Kindern! Ach!

Ihre Finger krümmten sich. Sie hatte sie doch lieb, die Kinder, und nun stand sie so vor ihnen da!

„Weil Du dann immer Dein Essen hast!“ Pfui! Pfui! Es war ja freilich Wahrheit, aber warum mußte es denn gesagt werden?

Eine Uhr schlug halb Elf. Sie horchte auf, jetzt mußte die Oper zu Ende sein, jetzt kamen sie bald nach Haus. Nein, noch nicht, erst gingen sie noch essen und eine Flaße Wein trinken; Zwölf würde es wohl wieder werden, vielleicht auch halb Eins. Es war ja heute eine große Gesellschaft, da blieben sie die halbe Nacht zusammen.

Sie seufzte auf: Ja sie hatte es gut getroffen, ihre Schulfreundin, die blonde Alice: einen reichen Mann und einen guten Geheimrat zum Vater hatte! Sie war nie hübscher gewesen, sie hatte weder einen Geheimrat zum Vater, noch Geld gehabt, sie war übrig geblieben, als die andern heirateten, eine verblühte, alte Jungfer war sie, die zu Hause sah und Handen und Schleißen nähte und gerade froh war, wenn eine Freundin sie bat, mal abends nach den Kindern zu sehen. Dazu war sie allenfalls noch gut genug!

Sie lachte auf. Dazu ja! Die andern gingen in die Oper, zum Ball und in Gesellschaften. Ihr gab keiner ein Opernbillet, keiner lud sie zur Gesellschaft ein, höchstens zum Kinderwarten.

Und selbst die Kinder verpötelten sie. „Ach, ach, ach, ach!“ Sie schlug die Hände vor's Gesicht.

Und waren die Zimmer nicht ordentlich warm mehr und hatten die Kleinen sich bloß geworfen, wurde die Mama ärgerlich, wenn sie nach Haus kam und der Papa träufelte: „Tante Gustchen, Sie haben wohl noch nicht heizen lassen? Tante Gustchen, danach könnten Sie doch sehen!“

Aber Tante Gustchen würde ihnen was! Sie reckte sich empor. Sie sollten sich Tante Gustchen suchen von jetzt an! Nie mehr kam sie wieder, nie mehr. Sich von den Kindern höhnen lassen! Lieber sah sie zu Haus und nähte ihre Hauben und ah ein Stück Schmalzstulle dazu. Zu mehr als Schmalzstulle langte es nicht. Solchen Wein da, — sie schielte nach dem Tisch, — solchen Wein da, konnte sie sich nicht leisten. Auch den Keller mit Kuchen und Obst nicht. Und draußen stand ein Stück kalten Bratens, den sie sich mitnehmen sollte für zu Haus! Ja, Alice war doch gut.

Eine Kinderfrau hätte ihr allerdings mehr gekostet.

Nein, das waren schlechte Gedanken; sie nahm ihre Arbeit wieder auf und stückelte. Ihre Lippen preßten sich zusammen.

Und zu Haus war das Zimmer kalt und Licht hätte sie sich auch kaufen müssen! Nein, nein! Nicht wieder so etwas denken! Und wenn die Kinderfrau ihr zehnmal mehr gekostet hätte, ein wahrer Segen war es, daß sie keine nahm, dann konnte wenigstens die Tante kommen, und die war froh, daß sie warm und hell sah und ihr bißchen gutes Essen hatte. —

k. Die Auferstehung der Thais. Aus Paris wird berichtet: Gayet, der erfolgreiche Urheber der Ausgrabungen von Antinos, hielt dieser Tage im Museum Carnet vor einer sehr interessierten Zuhörerschaft einen Vortrag über das Leben der Anachoretin in Oberägypten. Als Ausgangspunkt nahm er die Entdeckung der Mumie der Christin Thais und des Eremiten Serapion. Besondere Aufmerksamkeit erweckte der Vortragende dadurch, daß er ein Modell, eine Tänzerin, vorführte, die genau nach dem Vorbilde der Thais gekleidet war; mit Hilfe dieses Modells zeigte er die Straßen- toilette einer Ägypterin in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, ihre Toilette und die Art, wie sie befestigt wurde. Ueber dem rosenroten Muffelkleid, mit dem das Modell bekleidet war, wurde ein zweites sehr langes und sehr weites olivenfarbenes Kleid mit sehr weissen Aermeln und gestickten Längsstreifen getragen. Um die Taille schlang sich ein gestickter Gürtel, auf den Kopf kommt ein Schleier aus rosenrotem Musselin, der auf die Schultern und bis zum halben Körper herabfällt, nach Art des klassischen „pschent“, während die Arme die Schleierenden wie einen Schawl halten. Der gefaltete Schleier kreuzt sich auf der Brust und drapiert den ganzen Oberkörper mit entzückender Eleganz. Ein langer kostbarer Schleier, der an den Ellen und in der Mitte mit Medaillons aus blauer Steine geschmückt ist, vervollständigt dieses reiche und farbige Kostüm. Dieser Mantel ist so angepaßt, daß das große Medaillon genau den Rücken und die vier kleineren Medaillons Hände und Füße bedecken. Ein großer wollener Falthut, der an oberen Rande des Mantels befestigt ist, rahmt das Gesicht ein und läßt ein vollkommenes Oval hervortreten. So war die Straßen- toilette einer Ägypterin der römischen Epoche, und so erschienen auch auf den byzantinischen Mosaiken die hübschen Kämmerinnen und Dienstmädchen der ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung. Neben die wiedererstandene Thais einen langjammen rhythmischen Tanz mit ausgestreckten Armen und gefalteten Händen kurz angedeutet hatte, ging Gayet dazu über, die Toilette der Thais vorzuführen. Auf das Gesicht wurde ein wollener Falthut heruntergelassen, die Hände auf dem Leib gekrenzt, dazwischen die Gebets- schachtel, ein primitiver Rosenkranz, gelegt und dazu die Nase von Perle, das Symbol der Auferstehung und der Ewigkeit. Zwischen die Arme tauchen arme Palmenzweige, der Kopf wurde mit Weiden aus geflochtenen Büschen umgeben und auf das Gesicht ein Korb aus geflochtenen Weiden gedrückt, beides eucharistische Symbole. Der große Mantel ist nun zum Bahrtuch geworden. Er wird eng um den Körper gelegt und mit weissen Bändchen befestigt, und zur „Trenntoilette“ der Mumie gehört noch der Blumenkranz auf dem Kopf. So war die Christin Thais gekleidet, die vor fast zweitausend Jahren in ein rotes Ziegelgrab zu Antinos gelegt war, das jetzt von Gayet entdeckt wurde. —

— Der Nötelfang im Jügersee. Der „Frankf. Jg.“ wird aus der Schweiz gemeldet: Auf den Speisearten der schweizerischen Gasthöfe erscheinen jedes Jahr um die Mitte November die Jüger Nötel, und sie paradiere dort zur Freude jedes Feinschmeckers bis gegen Neujahr. Die Nötel sind eine Fisch-Specialität des Jüger- und des Aegerisees und schon in alten Chroniken wird ihrer mit Auszeichnung gedacht. So heißt es in einem „Eidgenössischen Hausbuch vom Jahre 1705“, „in dem Jügersee seynd die edelsten und köstlichsten Nötel, so immer in einem Seeemüden gefunden werden“ und zu Anfang des 14. Jahrhunderts abgefaßtes österreichisches Urbar sagt: „Je Zug ist auch ein Wüchzen, die gilt Zerlich ze Zinse 6 tanzend Möllin und 6 hundert Balchen, der hoff ze Agerh, der Eigenschaft zu der Einsiedeln höret, der gilt Zerlich ze vogtrecht 4 hundert Noten die miteinander wert sin sollen zwei Pfund und acht Schilling. . .“ Auf den Klosterfelsen der innern Schweiz haben die Jüger Nötel seit Jahrhunderten eine große Rolle gespielt, und in neuerer Zeit machen's andre Leute den Klosterherren nach und schmanzen nach Kräften, so lange Nötelzeit ist. Der Nötel ist ein zur Gattung der Forellen gehörender Fisch; er wird auch Seefalbling geheißen. Man fängt den Fisch nur zur Laichzeit, Oktober bis Januar, wo der Nötel liefige Stellen zum Laichen aufsucht; die Fischer des Jüger- Sees legen künstliche Laichplätze an, und die Leute von Waldmühl, wo die ergiebigsten Nötelplätze sind, haben sich schon vor 150 Jahren zu einer organisierten Fischereigenossenschaft zusammengelassen, deren Satzungen vor einigen Jahren obrigkeitlich anerkannt worden sind. Der Fang ist nach eidgenössischem Gesetz nur während sechs Wochen gestattet und die Fischer sind verpflichtet,

die befruchteten Eier in einer Fischbrutansicht ausbrüten zu lassen und dann an passenden Stellen des Fums auszuzeigen, damit es an Nachwuchs nicht fehle. Es werden jährlich im Jager See etwa 120 000 Stück Nötel gefangen; die Preise schwanken von 20 bis 30 Centimes das Stück. Ein großer Teil wird in der Gegend selbst verpeist; in kleinen Städtchen sollen allein Jahr für Jahr etwa 25 000 Stück gegessen werden. Seitdem der Nötel aber table d'hôte-fähig geworden, findet man ihn fast in der ganzen Schweiz in den Gasthöfen und Restaurants. Neuestens wird der ledere Fisch sogar Exportartikel; so soll für diese Saison bei einem Fischhändler in Zug eine Bestellung von 50 000 Stück aus Paris eingetroffen sein.

Theater.

Central-Theater. La Voie Fuller mit ihrer japanischen Gesellschaft Sada Jacco, O. Kawa-Fami. — Seltsamer und fremdartiger, als man erwarten mochte, war das Spiel der japanischen Truppe, die am Montag zum ersten Male auf einer Berliner Bühne auftrat. Man hat so viel und so aufhaltend von der europäisierenden Entwicklung dieses merkwürdigen Volkes gehört, daß man unwillkürlich auch in seiner dramatischen Literatur Blige vermutet, die, bei aller nationalen Besonderheit, uns kulturell verwandt berühren, ja die vielleicht, ähnlich der japanischen Malerei, in mancher Hinsicht anregend und befruchtend auf die europäische Kunstübung zurückwirken können. Es mag deren geben; aber jedenfalls trat in den beiden kleinen Dramen, welche die Truppe zur Aufführung brachte, nichts Derartiges hervor. In Eigenart und darum auch an Interessantem fehlte es nicht, doch es war die Eigenart eines noch kindlich munterwidelten, vielfach noch den greßten und unvermittelt grausamsten Effekten zugewandten Halbbarbarenlums. Nirgends ein Anflug zu einer auch nur einigermaßen überzeugenden Motivierung und ordnenden Zusammenfassung; stat dessen, vermischt mit einiger Sentimentalität, eine Hänzung von gewaltsamsten Leidenschaftsausbrüchen, von Waffenkämpfen, Mord und Totschlag. Das Dramatische war ganz der Pantomime, die Pantomime ganz einem noch den stärksten Emotionen greifenden Geschnade unterworfen. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn der Theaterzettel, der ja ausführlich über den Inhalt der Scenen berichtete, mit ein paar Worten auch darauf eingegangen wäre, ob und welche Rolle dieses eigenlämliche Genre auf dem modernen Theater der Japaner spielt. Doch wohl keine sehr bedeutende! Das läßt, von inneren Gründen abgesehen, schon der Umstand vermuten, daß als Entstehungszeit wenigstens des einen Stükes das 16. Jahrhundert angegeben ist.

Das erste der beiden Dramen nennt sich „Der Ritter und die Geisha“. Ein „braver Kavaller, der öfter das Viertel der Geisha besucht“, verliebt sich in eines dieser schönen Mädchen, muß aber sofort mit einem früheren Liebhaber einen grimmigen Stranz um sie bestehen. Dieser mit frappanter Gewandtheit exekutierte Waffengang ist der Höhepunkt des ersten Aktes. Die Geisha, für den „braven Kavaller“ entflammt, trennt die Streitenden, aber nur, um der neuen Geliebten von neuem zu verlieren. Er kehrt zu seiner legitimen Braut zurück und verdirbt sich — warum bleibt unbekannt — mit dieser in einem Kloster. Die Geisha verfolgt die beiden. Um die Mönche zu bewegen, ihr Einlaß in das Kloster zu gewähren, sucht sie dieselben — hier war Sada Jacco von entzückender Ammut — durch Tänze zu gewinnen. Unsonst. Doch mit der Kraft der Verzweiflung stößt sie nun die Abwehrenden zurück und erzwingt den Eingang. Im Tempel findet sie die Braut des Ungetreuen und — erschlägt sie in der Erlöse eifersüchtiger Leidenschaft. Der Geliebte stürzt herbei, in seinen Armen stirbt sie, wie der Zettel sagt, — „an gebrochenem Herzen“. Das Spiel der Jacco war trefflich. Sie starb so schön, wie sie getanzt hatte.

Doch dieses Stück ist zum Vergleich zum zweiten. Hier ist der ganze erste Akt von dem schwererklärten Kampf eines Ritters mit einer Männerbande angefüllt. Er befreit ein gefangenes Mädchen und die Mutter verspricht ihm als Lohn die Hand der jungen — wieder von Sada Jacco dargestellten — Schönheit. Aber als er, im zweiten Akt, aus einem langen Kriege zurückkehrt, findet er die Verlobte als Frau eines andern. In seiner Wut will er zuerst die wortbrüchige Mutter töten. Doch die junge Frau beschwichtigt ihn durch eine List. Er solle ihr den angetrauten Gatten im Schlafe morden, dann wolle sie ihm angehören. Aber sie liebt den Gatten, und in der Nacht, als der Mord geschehen soll, weiß sie ihn zu entfernen. Sie will sich für ihn opfern, und als der Mörder naht, stredt sie sich auf das Lager ihres Mannes hin. Tödlich trifft sie der Dolchstich des Ritters. Als er die furchtbare Täuschung sieht, reißt er, tannelnd in Angst und Reue, mit seinem Messer sich Bauch und Kehle auf. Diese Rolle wurde mit einem unheimlich wilden Naturalismus, mit dem bestialischen Zittern einer blinden entzückten Worgaler gespielt. Und als ob es des Gräßlichen nicht genug wäre, quoll aus der durchschnittenen Kehle der Gelöteten wie aus den Wunden des Mörders rotes Blut hervor. Aber nun so rührender und schöner war das stumme Spiel, mit dem das Mädchen, zu der furchtbaren Opferthat sich rüstend, von dem Leben leise schluchzend Abschied nahm. Warum denn freilich dieses Opfer nötig war, warum sie sich nicht ihrem Gatten offen anvertraute, das sind Dinge, nach denen man nicht fragen darf.

Die eintönige dumpfe Barbarenmusik Trommel- und Guitarrren-ähnlicher Instrumente, das burlesk-ockige Spiel der Nebenpersonen in

vielen Scenen, die bunten Kostüme und Dekorationen, alles wirkte zusammen, um den Eindruck des Seltsam-Fremdartigen noch zu verstärken.

Es war ein Hintergrund, der zu der Wirklichkeitsentrücktheit, bunten Märchenlust des Serpentinanzuges stimmungsvoll hinüberleitete. Das berühmte, durch neue, immer neue Nuancen verfeinerte Farben- und Farbenpiel der Voie Fuller, noch immer der Königin in dieser ihrer Kunst, war der stärkste Erfolg des Abends. — dt.

Humoristisches.

— Sein wunder Punkt. Der Herr Pfarrer trifft auf einem Spaziergange den Toni beim Wildern.

„Toni,“ sagt er, „i' will Di' nit angeign', aber Du mußt mir heill' versprechen, es nimmer zu thun!“

„Schau'n S., Herr Pfarrer, i' kann's halt nit lass'n!“

„Toni, Toni! Der Krug erst' so lang zum Brunnen, bis er bricht! Ein' jed'n haben's no' ersicht' und Di' werden's auch krieg'n! Dann hast Deine zehn Jahr' sicher und verbringst Dei' schönste Lebenszeit im Kerker!“

„I' kann's halt nit lass'n, Herr Pfarrer!“

„Dann kommt d' schöne Weihnachtszeit, wo's Schmalzknock'n und Mohndeln gibt, wo's Apfelmist und Kronawekta trinf'n, und Du sitz' im Kerker bei Wasser und Brot!“

„Al's recht schön, Herr Pfarrer, wenn i' 's nur lass'n kann!“

„Und 's wird Leuz, d' Kepselbaum blüh'n, und d' Lerchen trillern hoch unad, d' Quam und die Dirndl judetzen und treiv'n auf d' Alm, und Du hostst derweil im Kerker!“

„S is z' spät, Herr Pfarrer, i' kann's nimmer lass'n!“

„Und 's kommt der Summa und 's kommt der Kirka, da wird tanz und z' legt wird g'raft, und Du . . .“

„Holt, Herr Pfarrer, halt . . . ja, ja — i' versprech' heill' — i' werd's nimmer thun!“ —

— Beweis. Lehrer: „Kannst Du mir auch ein Beispiel von der Klugheit der Hunde auführen?“

Schüler: „Sie heulen, wenn muziziert wird!“ —

— Botschaft. Wanderer: „Ich besah in meinem ganzen Leben noch nie einen Pelz.“

Herr: „Sonderbar, wo Sie doch schon so vielen das Fell über die Ohren gezogen haben.“ —

(„Meggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Der literarische Nobel-Preis wurde von der schwedischen Akademie Frederic Mistral, dem Ganze der Neuprovençaler zugesprochen. Mistral ist 1830 geboren und hat schon zwei Preise davongetragen: 1861 den Preis der Akademie für sein Epos „Mirèio“, 1890 den Preis Jean Reynaud (10 000 Fr.). Er hat ein ausgezeichnetes Wörterbuch des Neuprovençalischen verfaßt und Epen, Epiere, Versnovellen und Tragödien, alles in provençalischer Mundart geschrieben. —

— Vorschuß auf Unsterblichkeit. Bei der letzten Verteilung der Bauernfeld-Stiftung hat auch Felix Dörmann 1000 Kronen bekommen und zwar für seinen „Herrn von Abadessa“. Zu dieser Gattache bemerkt Karl Kraus in der „Fackel“: „Ich habe mich vergeblich bemüht, mir die Lektüre des „Herrn von Abadessa“ zu verschaffen, für den Herr Dörmann 500 Gulden bekommen hat und der noch auf seiner österreichischen Währe aufgeführt ist. Das Werk ist auch im Buchhandel noch nicht erschienen. Die Herren haben also einer literarischen Arbeit, die ihnen im Manuskript vorlag, einen Preis zuerkannt, für den sie keine Konkurrenz angeschrieben hatten. . . . Wie geschah es, daß von den tausend Manuskripten, die gegenwärtig in den Schreibischen tausend unentdeckter österreichischer Dichter liegen mögen, just das des Herrn Dörmann preisheischend in die Hände der Bauernfeld-Kuratoren gelangte?“ —

— Das Trianon-Theater („Lebende Lieder“, Leitung Otto Julius Bierbaum) wird am ersten Weihnachtstage in der Georgenstraße eröffnet werden. —

— „De Pantjer“ (Der Panzer), ein neues Stück von Hermann Hehmannus jr. wird durch die „Niederländische Zooneelvereinigung“ in Amsterdam einstudiert. —

— Massenet's neue Oper „Griseldis“ hatte bei der Generalprobe in der Opéra Comique zu Paris einen starken Erfolg. —

Professor Eugen Draht hat eine Berufung nach Dresden angenommen und wird dort als Lehrer und Vorstand des Meisterateliers für Landschaftsmalerei an der Akademie der bildenden Künste wirken. —

— Nagelbare Steine gelangen seit kurzer Zeit als Ersatz von Holz und andren Däbeln in den Handel. Sie bestehen aus einer Mischung von Cement und könnigem Vinstein, sehen ähnlich aus wie die allbekanntesten Schwemmsteine, unterscheiden sich aber von diesen durch größere Härte und Festigkeit. Sie sind schwarzglanzig und hellklingend wie stark gebrannte Ziegelsteine, lassen sich aber wie Holz nageln, ohne zu reißen und zu bröckeln. Der Stein wird mit dem Mauerwerk eingemauert und dient als Däbel. —